



1924-09-19

Das dritte Geschlecht

Berta Pauli

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240919&seite=31&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Das dritte Geschlecht" (1924). *Essays*. 774.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/774

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das dritte Geschlecht.

Von Bertha Pauli.

"Die Natur wird mit dem Problem des Gleichgewichtes der Geschlechter schon zustande kommen."

Ernst Mach.

Vor ungefähr zwei Jahrzehnten lag in den Schaufenstern der Wiener Buchhandlungen ein damals neuer Roman von Ernst v. Wolzogen. Er hieß "Das dritte Geschlecht". Auf dem Titelblatt sah man eine Gestalt in weiblicher Kleidung von aszetisch schlichtem Zuschnitt. Straff zurückgestrichenes halblanges Haar umrahmte den Kopf der abgebildeten Dame, ihre Augenlider waren tief gesenkt und eine fahle Blässe vollendete den krankhaften Eindruck, den das hagere Zwitterwesen hervorrufen sollte. So sah das Schreckgespenst aus, dessen Erscheinen sich die Phantasie besorgter Propheten als eine unvermeidliche Folge des allgemeiner werdenden Frauenstudiums ausmalte. Die Feministen dagegen erhofften von der Erfüllung ihrer Forderungen die Verwirklichung eines Idealbildes. Sie sahen die Frau der Zukunft mit dem Gürtel Aphrodites geschmückt und überdies bewehrt mit dem Schilde des Wissens und mannigfaltigster Berufstüchtigkeit, eine Artemis als Mädchen, als liebendes Weib und Mutter eine Andromache, eine Sappho oder Madame Curie im geistigen Wirken. Mutter Natur im Vereine mit den vielfachen Einflüssen und Bestrebungen, die wir euphemistisch Zivilisation nennen, schlug beiden Hirngespinnsten ein Schnippchen, ließ ihren uralten Evatypus nicht zerstören und duldete nur, daß ihm einstweilen ein neuer Kopf aufgesetzt werde, an den die Herren der Schöpfung sich sehr rasch gewöhnten: der Bubikopf. Diese oft sehr hübsche Neuheit besteht nicht nur in der lockigen Pagenfrisur, sie schließt auch besonderes Denken und Wollen ein. Kein misandrisches, rein abstrakten Zielen zugewandtes Wollen, kein "männliches" Denken! Die mehr oder weniger jungen Gesichtszüge des weiblichen Knabenhauptes sind echtfarbig oder geschminkt, je nach Veranlagung der Trägerin, ganz wie jene der bezopften Repräsentantinnen früherer Epochen, die Augen blitzen kokett oder blicken ruhig drein, wie das Temperament es erheischt, das Denken fliegt im allgemeinen nicht in hohe Sphären, und das unverrückbare Zentrum des Wollens auch der modernen Frau ist - von Ausnahmen und bedrückten Opfern des Schicksals abgesehen - die Liebe geblieben. Die beiden Geschlechter werben liebeln, lieben und trennen sich, unterstützt von neuen Behelfen, aber nach altem Rezept, der Ritus hat gewechselt, der Kult ist derselbe geblieben.

[Überraschend] ist der geringe Einfluß, den das Studium auf Wesen und Art der Frauen geübt hat. Die bebrillte, unmodische Akademikerin taucht nicht einmal mehr in Witzblättern auf. Auch die ernstesten, fleißigsten Studentinnen kleiden sich gefällig und meiden sorgfältig jeden äußeren Anschein der Unweiblichkeit. An einer relativ großen Zahl der jungen Mädchen gleitet das eingelernte Wissen spurlos ab. Die Beschäftigung mit Toilette, Körperpflege, Liebelei hat ihre Anziehungskraft nicht im mindesten eingebüßt. Hauswesen, Liebe und Mutterschaft behaupten ihren dominierenden Platz im weiblichen Seelenleben. Und doch hat sich „Eva“ unstreitig geänderten Anforderungen angepaßt. Sie ist trotz der kurzen Haare nicht männlicher, trotz der vermehrten Betätigungsmöglichkeiten nicht ehescheuer geworden als in früheren Jahrhunderten; sie bringt ihre Reize nicht weniger geschickt zur Geltung und führt die Waffen der Koketterie mit dem gleichen Raffinement und gleichem Erfolge; aber sie ist selbständiger geworden, selbständiger in der Wahl des Gatten, des Geliebten und der Beschäftigung. Das gefürchtete "dritte Geschlecht" ist nie und nirgends hervorgegangen, die Amazone des geistigen Krieges ist fast gänzlich ausgeblieben, aber die selbstständige Frau ist auf den Plan getreten, die, was sie tut, aus eigenem Antrieb unternimmt.

Die Tyrannis der Eltern, dem erwachsenen Mädchen auserlegt, ist im Schwinden begriffen, die Willkürherrschaft des Ehemannes über seine Frau merklich geschwächt. Vorgänge, wie sie noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Ludwig Fulda in seinem kulturhistorisch bedeutungsvollen Drama "Die Sklavin" geschildert hat, sind heute kaum mehr denkbar. Nur eine [Tyrannie] drückt die Frau, zwar gemeinsam mit dem Manne, aber doch in verschärftem Maße, weil sie die physisch Schwächere und mit der Bürde der Mutterschaft belastet ist - die Tyrannie materieller Not. Die Gewalt der Konvenienz, des Herkommens, die in Gabriele Reuters packender Erzählung "Aus guter Familie" eine wahrheitstreue Darstellung fand, ist gebrochen. Unsere Frauen und Mädchen reisen allein, tragen mit ihrem Erwerb zum Haushalt bei, haben aktives und passives Wahlrecht und teilen alle muskelstählenden Sportfreuden der Männer.

Kein Wunder, wenn auch das Gängelband der Sittsamkeit sich gelockert hat, unbeschadet fester Charaktere, die dessen nicht bedürfen. Das Zartgefühl in erotischen Dingen scheint auf eine kleinere Elite beschränkt als sonst. Jedenfalls ist die volle Kenntnis der Gefahren, die dem Weib durch die Liebe drohen, unumgänglich nötig für ein Mädchen, das im Existenzkampf steht, und ein Segen für jedes junge Wesen. Das gänzlich unerfahrene Mädchen von ehedem, das von einem fast Unbekannten zum Altar geführt wurde und dessen völlige Unkenntnis natürlicher Vorgänge als besonderer Reiz galt war jenen Vögelchen vergleichbar, die man blind macht, damit sie schöner singen. Die erotische Frühreife, die Abnahme der Feinfühligkeit, sind Begleiterscheinungen erhöhter Selbständigkeit, Nachteile, die man vorläufig in Kauf nehmen muß, denen man aber gewiß entgegenwirken kann. Leider wird diese Gegenwirkung wesentlich erschwert durch eine Richtung moderner Literatur, mit ihrem Hervorzerrern und Konstruieren erotischer Probleme in brutaler, dem Pathologischen sichtlich zuneigender Art. Das ist um so beklagenswerter, als unsere selbständige Jugend sich - vielleicht mit Recht - kein Buch, keinen Theaterbesuch mehr verbieten läßt. Man kann sicher nicht erwarten, daß Schriftsteller der Gegenwart ihre Werke *ad usum delphini* abfassen, auch wird die geistige Produktion durch "Appelle" an ethisches Empfinden überhaupt nicht beeinflußt. Freiheit der Genialität! Aber man darf der Jugend nicht verargen, wenn sie vom Zeitgeist imprägniert wird. Unsere ganze bewegte, gärende Epoche gravitiert zur Rohheit.

Die Belletristik vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte hat den verlogenen Typus der "Naiven" geschaffen. Allein, auch jene Mädchengestalt, die in Roman und Drama das weiße Gänschen abgelöst hat, die liebegierige Jungfrau wider Willen, ist eine Fälschung der Wahrheit, eine [Übertreibung] nach anderer Richtung. Die psychische Eigenart, die man Mädchenhaftigkeit nennt, ist so natürlich wie die Mütterlichkeit. Ein Seelenforscher hohen Ranges, Professor August Forel, beschreibt den vom Liebestrieb des Mannes grundverschiedenen Zärtlichkeitsdrang des Mädchens, der stark im Psychischen wurzelt und meist begleitet wird von natürlichen Abwehrreflexen bei stürmischer Liebkosung. Die "hemmungslose" Virgo ist eine Entartungserscheinung wie die grausame Mutter, keine Norm, kein wahres Abbild des Mädchens unserer Zeit. Dieses ist weit ungebundener, oft kecker, zuweilen frivoler als die jungen Töchter früherer Generationen, aber doch ein Mädchen, ausgestattet mit den seelischen Schutzvorrichtungen, die die Natur zum Wohl der Gattung ihm verliehen hat. Gewiß, das Schamgefühl, das einst oft allzu empfindlich war, ist abgeschwächt, bei vielen Frauen und Mädchen zum Teile durch gesunde Unbefangenheit, bei anderen durch kokette Berechnung ersetzt, die übrigens immer wirksam gewesen ist. Die Prüderie ist erfreulicher Weise geschwunden. Aber es hieße zu weit gehen, statt Helena, Phryne in jedem Weibe zu sehen.

Die Entstehung eines blutleeren "dritten Geschlechtes" hat sich der Voraussage ungeachtet nicht verwirklicht. Das vom Triebleben völlig beherrschte Weib, das nach mancher Prophezeiung der Frauentypus der Zukunft sein soll, dürfte Ausnahme bleiben. Es scheint, daß „Eva“ ihre angestammten Merkmale durch alle Wandlungen rettet. *Plus ça change, plus c'est la même chose*. Wohl hat sie den Sündenfall veranlaßt, aber sie hat es auch nicht verschmäht, sich zu verhüllen.

Demokratie und Republik in Frankreich.

Von Bertha Pauli.

II.

Vom Ende des Konvents zur Kaiserherrschast.

Plastisch, lebendig, durch Dichtung, bildende Kunst und Legende verewigt, stehen uns die Vorgänge aus der ersten Epoche der großen Revolution bis zum Sturze Robespierres — wenigstens in ihren Höhepunkten und Umrisen — vor Augen. Viel weniger zur Kenntnis der Allgemeinheit gelangt ist der letzte Teil des Freiheitskampfes, den die Thronbestiegene Kaiser Napoleons I. abschließt. Diese Ära allmählichen Verfalls der demokratischen Idee behandelt der zweite Band des vor kurzem ins Deutsche überetzten Werkes von Alphonse Aulard, Professor an der Universität Paris: „Politische Geschichte der französischen Revolution.“ Durchaus im Vordergrund steht die politische Gesetzgebung jener Tage. Aber die Gesetze werden aus dem Leben der Zeit geboren, in der sie entstehen, die Verfassungen aus den Jahren 1795 und 1799 sind Marksteine sozialer Entwicklung. Wandlungen im Denken und Empfinden der Nation als bedeutenden Hintergrund der Regierungsmaßnahmen mit imponierender Kraft aus dem Staub der Archive heraufzubeschwören, ist die Kunst des Geschichtsforschers Aulard. Fast so dramatisch bewegt, wie jene frühere, vom Rhythmus der Marceillaise beschwingte Ära der Revolution, erscheint dieser Tragödie zweiter Teil, deren Heldin die Republik ist. Freilich, romantisch gefärbte Schilderungen, Pathos, Gefühlsausdruck des Autors, darf man in Aulards Geschichtswerk nicht suchen. Es spricht durch Tatsachen, oft sehr eingehend, immer sachlich, und durch charakteristische Zitate aus verbürgten Quellen. Nur sehr selten, wie bei der Darstellung des Staatsstreiches Napoleons vom 18. Brumaire, reißt den Berichtstatter sein Gegenstand zu künstlerisch belebter Wiedergabe hin. Der Ton des gesonnenhaften, ruhigen, unparteiischen Historikers herrscht sonst vor. Nicht er selbst, die Phantasie des Lesers schmückt unwillkürlich die scheinbar trocknen vermerkten Tatsachen mit den Farben des Lebens, weil sie so ausgezeichnet gruppiert, von so treffenden zeitgenössischen Zeugnissen begleitet sind, daß diese Einbildungskraft, wunderbar angeregt, in selbstgeschaffenen Bildern zu schmelzen glaubt. Zudem bleibt sie völlig ungestört durch eine parteipolitische Tendenz des Autors.

In seinen allgemeinen Bemerkungen am Schlusse seines Werkes vernahrt sich Aulard dagegen, aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft abzuleiten. „Es ist Sache des Lesers,“ sagte er, „wenn er es für möglich und für nützlich hält, solche Lehren daraus selbst zu ziehen, jeder nach seiner politischen Einstellung und Geistesrichtung. Wir begnügen uns damit, die Dinge ans Licht gestellt zu haben: möge sie für sich selbst reden.“

Mit kaum mißzuverstehender Deutlichkeit zeugt die durch Aulard in das Licht klarer Beurteilung gestellte Vergangenheit von der verheerenden Nachwirkung des Mißbrauchs der Freiheit. Die Uebergänge der Reaktion, die Grausamkeiten klerikaler Fanatiker stacheln die Sehnsucht nach dem Fortschritt zur Menschenwürde, zu innerer und äußerer Selbständigkeit. Die im Namen der Freiheit begangene Unmenschlichkeit weckt das Begehren nach dem Rückschritt, der Krute in irgendeiner Form. Die Verbrechen im Namen der Freiheit, gebrandmarkt durch den Schmerzensruf der Marie Roland auf dem Schaffot, sind die verhängnisvollsten, die wahren Sünden wider den heiligen Geist. In einer Sitzung des Cercle constitutionnel vom Sommer 1797 apostrophierte ein republikanischer Redner das System des Schreckens mit den Worten: „O Terror, der du deinen Dolch so tief ins Herz der werdenden Republik stießest, dessen Gift man in deinen Wunden der Republik findet! Berge dich nicht man deinen blutigen Mantel über die Republikaner breiten, um sie zu ersticken; sie schütteln ihn ab.“ Trotz dieser Zuversicht erwies sich dieser blutige Mantel als ein Nessusgewand, das nicht abzuwerfen war.

Die Politik jener Zeit wird gekennzeichnet durch die Furcht vor dem Terror und die doch immer wiederkehrende Anwendung seiner gewohnten Methoden, von seiten der Regierenden sowohl als der Regierten. Eine Kommission des Konvents arbeitete statt der versprochenen Durchführungs-gesetze für die demokratische Verfassung von 1793 (sie war infolge des Krieges „vorläufig suspendiert“) die Artikel einer neuen Konstitution aus, die auf dem Jenseitswahlrecht beruhte. Der berühmte Freiheitsapostel Thomas Paine ließ auf der Tribüne die Uebersetzung seiner englischen Rede vorlesen, die auf den Widerspruch zwischen dem Jenseitswahlrecht und den Grundgesetzen von 1789 hinwies. Der Konvent murkte. Das Erleben der terroristischen Pseudodemokratie hatte abschreckend gewirkt. Man vergaß, daß die Diktatur die Einheit Frankreichs gewahrt hatte, und sah in der Demokratie nur mehr Robespierres verhaßtes Gesicht. Rückblickend, fand man im Einkammersystem ein Hauptmittel der jakobinischen Schreckensherrschaft. So gab man denn die Einheit der volksvertretenden Körperschaft auf, diese Einheit, die ein unbestrittenes Postulat des demokratischen Programms gewesen war. Ein einziges Konventsmitglied, ein Gemäßigter, erhob Widerspruch. Die neue Verfassung des Jahres III der Republik führte das Zweikammersystem ein und hob das allgemeine Wahlrecht auf. Nur steuerzahlende Bürger konnten in den Urversammlungen abstimmen. Wähler „weiter Stufe“ durften nur Wohlhabende sein. Aus der „Erklärung der Menschenrechte“, die dem Verfassungsdekret voranging, schwand der Satz von 1789: „Die Menschen sind frei und gleichberechtigt geboren.“ Die vollziehende Gewalt wurde einem fünfgliedrigen Direktorium übertragen. Als das Gesetz, das die Unbegüterten vom politischen Leben ausschloß, erlassen war, protestierte weder die Presse, noch die Arbeiterstädte der Vorstädte, noch der Rest der Volksvereine. Die Polizeiberichte melden außer ein paar Reden müßiger Kaffeehausgäste keinen Ausbruch von Unwillen. „Die Zeitgenossen,“ folgert Aulard, „beachten die Abschaffung des allgemeinen Stimmrechtes kaum. Man kann sagen, daß das französische Volk sie einstimmig (durch Plebiszit) annahm oder sich ihr fügte.“ So unvolkstümlich waren die „Demokraten“ von 1793 geworden, so ausgiebig hatten die dürstenden Götter: Krieg und Terror, die Nation entblutet. Die Republik, in der das Volk seine Rechte an eine Klasse abtrat, war die Vorstufe zu der Republik des Konsulats, in der es auf seine Rechte zugunsten eines Mannes verzichtete.

In der Stimmung, aus der die Verfassung des Jahres III hervorging, kam das Wort „konservativ“ in Umlauf. In einem Bericht über die öffentliche Meinung in Paris vom Sommer 1795 heißt es: „Alles sehnt sich nach einer kraftvollen Regierung, die von jenen gelenkt wird, die etwas k o n s e r v i e r e n haben.“ Eine andere, um wenig jüngere Darstellung sagt, die Allgemeine verlangte eine beschützende und k o n s e r v a t i v e Regierung, in deren Schatten ein jeder ungestört durch Wirren leben könne. Die Sehnsucht nach Ruhe war sehr groß. Aber das Direktorium konnte weder den äußeren Frieden herbeiführen noch den inneren Frieden aufrechterhalten. Seine Politik wurde diskreditiert durch ständige Finanznot, Bankrott und Unterschleife. Man sagte offen, daß aus den Salons der Direktoren jene Korruption käme, die „neue Reiche“ äynisch zur Schau stellten, Leute, die in Nationalgütern, in Assignaten, in Armeelieferungen spekuliert hatten. Man schrieb dem Direktor Barras, einem Bivour und ci devant-Vicomte, die schändlichsten und einträglichsten

Geschäfte zu. Der endlose Krieg, die Massenaushebungen mehrten den Jammer. Der Patriotismus des Volkes, das einst die Trikolore in einem Kreuzzuge der Freiheit über die Grenzen der Nationen tragen wollte, verkehrte sich zum Haß gegen das Ausland. Namentlich der Abscheu gegen England war seit dem Dekret vom Jahre 1793, demzufolge keinem britischen Gefangenen Parndon gegeben werden sollte, nicht vermindert. Das Direktorium sprach in einem Manifest von einer Landung in England, mit der die „große Nation“ die Welt an Albion rächen werde. Das Scheitern dieser Hoffnung weckte bittere Enttäuschung. Das Volk war geneigt, einem „Rächer an Albion“ jedes Opfer, auch das der Freiheit, darzubringen.

Die Freiheit wurde zur Zeit des Direktoriums von der Regierung wenig respektiert. Sein Staatsstreich vom 4. September 1797, der, mit Säbelhilfe ausgeführt, zwei der Direktoren stürzte und die Volksvertretung zu einem Kumpfparlament machte, bot ein willkommenes Vorbild für Bonapartes 18. Brumaire. Im nächsten Frühjahr wurden durch einen neuen Gewaltstreich sechzig Wahlen in die gesetzgebende Körperschaft für ungültig erklärt. Ganz besondere Angst löste dem Direktorium die Presse ein, die vielgeschmähte, ob hell oder trübe brennend, doch unentbehrliche Leuchte der öffentlichen Meinung. Louvet warnte vor der „neuen Aristokratie“ der Journalisten: „Die Zeitungsschreiber sind unsere Priester und zugleich unsere Adligen geworden. Wie jene beherrschen und korrumpieren sie die öffentliche Meinung, wie einst der Adel, drohen sie, eine Regierung zu stürzen, die ihre angemessene Macht nicht duldet.“ Nach dem ersten Staatsstreich des Direktoriums wurde jede unabhängige Zeitung verboten, jeder selbständig denkende Journalist mit Verhaftung bedroht. Vom 4. September ab nahm die Autorität des Direktoriums diktatorischen Charakter an. Das Recht der Staatsbürger, ihre Beamten selbst zu wählen, wurde hinfällig. Bonaparte fand für die Betätigung seiner Herrschgellüste einen festen Rahmen eingewurzelter Gewohnheiten vor.

Zu seiner Entschuldigung konnte das Direktorium allerdings auf die außerordentliche Schwierigkeit der Lage hinweisen. Den Krieg gegen das Ausland begleiteten Unruhen im Innern. Unter der Patronanz Ludwigs XVIII. organisierten die Royalisten in der Provinz Räuberbanden, die Postzüge überfielen und von Republikanern angekauft Nationalgüter plünderten. Ultramontane Priester hezten trotz drakonischer Maßregeln gegen sie und die Emigrierten unentwegt das Landvolk auf. Drohend erhob der Kommunismus in Babeuf sein Haupt, diesem Apostel echter „Gleichmacherei“, die jeither so oft mit dem Sozialismus verwechselt worden ist. Seine Zeitung erschien mit Unterbrechungen und wurde viel gelesen. Babeuf lehrte darin: „Aller Besitz derer, die von den Gütern der Gesellschaft mehr als ihren persönlichen Anteil besitzen, ist Raub; es ist also gerecht, ihn ihnen wieder zu nehmen.“ Die sozialen Entwürfungen müssen dahin führen, daß sie jedem einzelnen die Hoffnung nehmen, jemals reicher, mächtiger und durch seine Bildung hervorragender zu werden als irgendeiner seinesgleichen. — Selbst wenn jemand nachweise, daß er viermal so viel zu leisten vermag als ein anderer, wäre er ein Verräter gegen die Gesellschaft, denn er würde allein hiedurch das Gleichgewicht erschüttern und die kostbare Gleichheit vernichten.“ Der Anklage, ein Verräter zu sein, konnte er selbst nicht entgehen. Unter seinen Vorfürhrten war ein Epistel, der ihn der Polizei auslieferte. Im Frühling 1797 wurde Babeuf hingerichtet. Drei Jahre später regierte in Frankreich Napoleon als erster Konsul, einer der gewaltigsten Vertreter der „Ungleichheit“.

Nicht um den Grundjäten von 1789 gerecht zu werden, sondern um ein Gegengewicht für die klerikal-monarchistischen Umtriebe zu schaffen, hielt das Direktorium die Trennung von Staat und Kirche aufrecht. Es begünstigte eine „Laienreligion“, den Dekadentkult, der durch die Feier mehrerer großer Nationalfeste begründet wurde. In den damaligen Witzblättern sah man die beiden Rivalen, Monsieur Dimanche und Citoyen Decadi, einander, festlich gepußt, gegenüberstehen. Offiziell sollte die Arbeit nur am ersten Dekadentage ruhen, aber in der Praxis wurden Dekadi und Sonntag durch Müßiggang gefeiert. Die Dekadentfeste gewannen einige Anziehungskraft durch die Verfügung, daß nur bei diesen Feiern die vorgeschriebenen Ziviltörungen stattfinden durften. Ein hübsches Bräutchen, ein unfreiwillig komisches Paar vor dem „Altar des Vaterlandes“, interessierten das Publikum mehr als die Laienpredigten und Feste nationalen oder philosophischen Charakters. Von der offiziellen Politik beschützt, selbst ihr völlig fernstehend, blühte die Sekte der Theophilanthropen. Ihr konnte jeder angehören, der an Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an Brüderlichkeit und Humanität glaubte. Ihr Grundgesetz entsprach dem Glaubensbekenntnis, das Voltaire sieben Degenen vorher seiner „Eptre à Uranie“ angeschlossen und das mit den feierlich schönen Worten beginnt:

Songe que du Très-Haut la sagesse éternelle
A gravé de sa main dans le fond de ton coeur
La religion naturelle.

Eine recht zahlreiche Anleser scharte sich um das Banner der Theophilanthropie: Bernardin de Saint-Pierre, der Verfasser der sentimentalen Liebesgeschichte „Paul et Virginie“, David, der Maler der Revolutionszeit, der Makart ihrer Feste, Marie Josef Chénier, der Autor des königsfeindlichen Dramas „Charles IX.“, zählten zu ihren Getreuen. Friedlich, enthusiastisch und harmlos versammelte sich diese Gemeinde im Zeichen ihres reinen Ideals, bis der erste Konsul den Theophilanthropen die Benützung der öffentlichen Gebäude entzog und ihre Bitte, ein Lokal mieten zu dürfen, unbeantwortet ließ.

Napoleon, der der katholischen Kirche ihr altes Uebergewicht durch das Konkordat zurückgab, hat seine Stellung zur Religion klar präzipiert. „Die Gesellschaft,“ jagte er zu Koederer, „kann ohne Ungleichheit des Vermögens nicht bestehen und die Ungleichheit des Vermögens nicht ohne Religion.“ Stirbt ein Mensch an Hunger neben einem, der im Ueberfluß lebt, so kann ich diesen Unterschied unmöglich gut heißen, wenn keine Autorität da ist, die zu ihm spricht: Gott will es so, aber später, in der Ewigkeit, wird anders geteilt.“ Napoleon verstand es, die Menschen auf seine Seite zu bringen. Das unfähige Direktorium glaubte „seine“ Republik durch ein Verbot des Läutens der Kirchenglocken zu schützen. Napoleon ließ sie wieder erklingen, und sie lönten seinem Triumph. Schlaun und kühn, genial und verlogen, errang er die Kaiserkrone durch den Siegesruhm eines Alexander und erwürgte die Republik mit der Lücke eines Borgias. Sein berühmter Staatsstreich vom 18. Brumaire, dem 9. November 1799, gelang nur durch die Beihilfe des gelehrten Sieghes, dem er weismachte, er werde den Verfassungsplan dieses republikanisch gesinnten Staatsmannes verwirklichen. Aber die Konstitution des Jahres VIII (Dezember 1799), die Napoleon als ersten Konsul einsetzte, wurde im Salon Bonapartes abgefaßt. Das allgemeine Stimmrecht wurde darin gleichzeitig wieder eingeführt und aufgehoben. Komplizierte Verfügungen schalteten den Volkswillen geschickt und wirksam aus. Beamte laßen der Menge die Verfassung vor. Eine Anekdote knüpft sich an diese heuchlerische Huldigung für die Demokratie. Eine Frau unter den Zuhörern sagt zu ihrer Nachbarin: „Ich habe nichts verstanden!“ — „Ich schon!“ lautet die Antwort. „Nun, was steht in der Verfassung?“ — „Bonaparte steht drin!“

Fortan dominierte Napoleon fast in allem, auch im Herzen des Volkes. Zuckerbrot und Peitsche verwendete er mit souveräner Meisterschaft. Immer schon er so viel als möglich die Illusion, immer umgibt sein eisernes Szepter der weiche Schleier der Lüge. Dem Idealisten Sieghes erschien er als Schürmer der Republik; der vermeintliche Abschluß des Kampfes mit England, die trügerische Aureole des Friedensbringers, verschaffte ihm das Konsulat auf Lebenszeit. Wichtige Umgestaltungen der Verfassung proklamiert er als „Durchführungsbeschlüsse des Senats“. Den Gipfel der Zweideutigkeit erreicht der Durchführungsbeschuß des Senats, der bestimmt: „Die Regierung der Republik wird einem Kaiser übertragen, der den Titel Kaiser der Franzosen annimmt. Napoleon Bonaparte, erster Konsul der Republik, ist Kaiser der Franzosen.“ Wie einst die Leiche des Cid Schrecken im Feindesheere verbreitete, so warb die tote Republik beim Volke um Gunst und Ansehen für die neue Regierung. Der Nimbus der Freiheit verlosch nur langsam. Im ersten Jahre des Kaiserturns wurde der 22. September, der Geburtstag der Republik, noch öffentlich durch Illumination und klingendes Spiel gefeiert. Bonapartes Macht verankert. Aber seine Hilfsmittel, Gewalt und Lüge, bleiben in Anwendung. Angesichts der Morgenröte einer neuen Zeit, prägte Mirabeau das edle Wort: „Le droit est le souverain du monde.“ Dieser Herrscher läßt auf sich warten. Die bange Frage der heiligen Johanna Bernard Shaw's drängt sich auf: „Wie lange noch, mein Gott, wie lange?“